

Beispiellösung: Interpretation einer Dramenszene**William Shakespeare: Romeo und Julia (Erster Akt, 5. Szene)**

„Es war die Nachtigall und nicht die Lerche, die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang“ – es gibt wohl kaum jemanden, der dieses Zitat nicht kennt. Es stammt aus „Romeo und Julia“, der berühmtesten Liebesgeschichte der Weltliteratur. Das Drama wurde 1597 vom englischen Schriftsteller William Shakespeare veröffentlicht und thematisiert, wie sich die Kinder der verfeindeten veronesischen Familien Capulet und Montague ineinander verlieben und versuchen, einen Weg zu finden, miteinander glücklich zu werden.

Zu Beginn der Handlung ist Romeo Montague unglücklich in Rosalinde verliebt; Julia Capulet wird von Graf Paris umworben, der sie heiraten möchte. Julias Vater veranstaltet einen Maskenball, von dem auch Romeo und sein Freund Benvolio durch Zufall erfahren. Sie beschließen dorthin zu gehen, da auch Rosalinde eingeladen wurde.

In der zu interpretierenden Szene, der Fortführung der Exposition des Dramas, mischen sich Romeo und seine Freunde Benvolio und Mercutio maskiert unter die Gäste des großen Maskenballs im Haus der verfeindeten Familie Capulet. Hier sieht Romeo das erste Mal ein sehr hübsches Mädchen und ist von ihrer Schönheit überwältigt. Er befragt kurz nach seiner Ankunft auf dem Ball einen Bediensteten, wer die Dame sei, doch dieser weiß es nicht. Romeo schwärmt von dem Mädchen und beteuert, dass er bisher noch nie geliebt und noch nie so eine schöne Frau gesehen habe. (vgl. V. 5 ff.) Tybalt, der Cousin Julias, erkennt Romeo an der Stimme und will sofort mit ihm kämpfen. Er fordert seinen Degen (V. 16), um Romeo zu töten, da er im Hause Capulet unerwünscht sei (V. 18 „Schimpf und Spott zu tun“). Er geht davon aus, dass ihm das niemand seiner Familie übelnehmen würde (vgl. V. 20). Capulet fragt seinen Neffen Tybalt, warum er so aufgebracht sei. Dieser erklärt, dass „ein Feind, ein Montague“ (V. 22) auf dem Maskenball ist, um die Familie lächerlich zu machen (vgl. V. 24). Tybalt bezeichnet Romeo zweimal als „Schurke[n]“ (V. 23, V. 26) und verdeutlicht somit, dass er ihn hasst. Capulet hingegen versucht, seinen Neffen zu beschwichtigen und zählt als Gründe dafür auf, dass Romeo sich wie ein Edelmann verhält (Vergleich in V. 28) und in Verona ein angesehener Mann ist (vgl. V. 29 f.). Capulet fordert Tybalt mehrere Male auf, Romeo nicht zu beachten (V. 25 und V. 33) und dem Fest entsprechend „freundlich drein“ zu schauen (V. 35). Doch Tybalt betont noch einmal, dass er Romeo nicht leiden kann, indem er ihn als „Schufft“ bezeichnet (V. 37). Capulet befiehlt Tybalt, seine Anweisungen zu befolgen und nennt ihn deshalb metaphorisch einen „Grünschnabel“ (V. 40). Durch mehrere anaphorisch aneinandergereihte rhetorische Fragen in den Versen 41 bis 44 bekräftigt er seine Forderung noch einmal. Tybalts letzter Versuch, Capulet mit dem Ausruf „Er ist 'ne Schande, Onkel!“ (V. 45) zu überzeugen, dass Romeo des Hauses verwiesen werden muss, missglückt, doch der versteht diesen erneuten Ausspruch als Versuch, ihn zu ärgern (vgl. V. 47–50) und fordert alle auf, lustig zu sein. Tybalt gibt zähneknirschend auf, er schwankt zwischen „Willen und Verbot“ (V. 55). Er prophezeit Romeo aber, dass etwas Schlimmes passieren wird (siehe V. 56 f.).

In dieser Szene tritt Tybalt deutlich als Antagonist zu Romeo auf. Die feindliche Gesinnung gegenüber Romeo wird zum einen durch die negativ konnotierten Wörter „Schurke“ (V. 16), „Feind“ (V. 22), „Schufft“ (V. 37) und „Eindringling“ (V. 57) sowie zum anderen durch die wiederholten Versuche, den Onkel zu einer anderen Entscheidung zu drängen, verdeutlicht. Dass Tybalt letztendlich Capulets Anweisungen folgen muss, da dieser das Familienoberhaupt darstellt und Eigentümer des Hauses ist, in dem der Maskenball stattfindet, zeigt sich an den Redeanteilen beider Figuren. So sind Capulets Aussagen länger als Tybalts, ein Zeichen für Dominanz. Capulet kann somit vorerst einen Kampf zwischen Tybalt und Romeo abwenden. Als Leser dieser Szene hofft man, dass im weiteren Handlungsverlauf Romeo und Tybalt nicht mehr aufeinandertreffen, da diese Begegnung eskalieren

könnte.

Gotthold Ephraim Lessing: Nathan der Weise (Zweiter Aufzug, 5. Auftritt)

Nordirlandkonflikt, arabischer Frühling, Nahostkonflikt, Gaza-Streifen, Syrienkonflikt – IRA, Hisbollah, Al-Khaida, Islamischer Staat. Diese Begriffe begegnen uns immer wieder in den Nachrichten aus aller Welt, und das schon einige Zeit. Seit Jahrhunderten sind Religionskonflikte eine Ursache für kriegerische Auseinandersetzungen. Die Intoleranz anderen Auffassungen gegenüber beschäftigte daher auch schon Gotthold Ephraim Lessing zur Zeit der Aufklärung. In seinem Drama „Nathan der Weise“ stellt er schon 1779 mit seiner weltberühmten Ringparabel die entscheidende Frage „Welche ist die richtige Religion?“, die er zu beantworten sucht. Lessing verlegt die Handlung in das 12. Jahrhundert, in die Zeit der Kreuzzüge, und wählt als Ort Jerusalem.

Als der Jude Nathan von einer Geschäftsreise zurückkehrt, wird ihm berichtet, dass der Tempelherr, ein Christ, seine Pflgetochter Recha aus einem brennenden Haus gerettet hat. Dafür möchte sich Nathan in der vorliegenden Szene bedanken. Nathan bittet den Tempelherrn um Erlaubnis, ihn anreden zu dürfen. Dieser weist ihn mit der Frage „Was, Jude? Was?“ in Z. 5 ab, doch Nathan bleibt hartnäckig und macht den Tempelherrn darauf aufmerksam, dass er ihm immer zu Dank verpflichtet sein wird, da er, der Tempelherr, der Retter seiner Tochter ist. Dieser fällt Nathan ins Wort und weist den Dank mit dem Ausruf „Spart’s!“ (Z. 18) zurück. Er erklärt, dass es „der Tempelherren Pflicht“ (vgl. Z. 23) sei, jedem in Not zu helfen. Er gibt zu, dass er im Moment der Rettung des Lebens überdrüssig gewesen sei (vgl. Z. 25 f.) und froh war, ein anderes Leben retten zu können, unwissend darüber, dass derjenige Jude ist.

Nathan befürwortet diesen Edelmut mit dem Ausruf „Groß!“ (Z. 31), den er in der folgenden Zeile wiederholt. Gleichzeitig verdeutlicht er durch „abscheulich“, dass er die Vorurteile Juden gegenüber nicht versteht. Nathan erwähnt, dass er ein reicher Mann sei, doch der Tempelherr erwidert, dass „der reichre Jude [ihm] [...] nie der bessre Jude“ (Z. 35 f.) gewesen sei, und Nathan hinterfragt, ob der Tempelherr denn nicht den Reichtum nutzen dürfe. Dieser überlegt kurz und verspricht, dass er zu Nathan kommen werde, sobald sein Mantel „ganz und gar verschlissen [sei]; weder Stich noch Fetze länger halten will“ (Z. 43 f.). Er erklärt, dass jener noch gut erhalten sei, nur an einer Stelle sei er beschädigt. Dies sei geschehen, als er Recha rettete (vgl. Z. 50 ff.). Nathan nutzt diesen Hinweis, um in Zeile 55 mit den Worten „ein bessres Zeugnis rede[n]“ metaphorisch darauf hinzuweisen, dass dieser Brandfleck viel mehr über den Charakter des Tempelherrn aussage als seine Worte. Er verspürt den Drang, seine Dankbarkeit durch das Küssen des Mantels zu zeigen, und entschuldigt sich sofort, als er zu weinen beginnt.

Der Tempelherr ist sehr verwirrt, auch als Nathan ihn bittet, den Mantel seiner Tochter zu schicken, damit auch sie durch einen Kuss ihrem Retter symbolisch danken kann. Nathan fügt hinzu, dass ein erneutes Treffen zwischen Recha und dem Tempelherrn nicht stattfinden werde (vgl. Z. 69 f.). Auf Nathans Emotionalität reagiert der Tempelherr mit Verlegenheit. Diese Denk- und Sprechpausen werden von Lessing durch Gedankenstriche gekennzeichnet. Gleichzeitig erkennt der Tempelherr Nathan als ebenbürtigen Gesprächspartner an, indem er ihn ab diesem Moment nicht mehr nur „Jude“, sondern beim Namen nennt. Er ist erstaunt, dass Nathan weiß, „wie Tempelherren denken sollten“ (Z. 85), doch Nathan entgegnet mit rhetorischen Fragen, dass aus seiner Sicht alle „guten Menschen“ (Z. 88) so denken und handeln, egal, wer sie sind, was sie tragen oder wie sie aussehen.

Der Tempelherr stimmt ihm letztendlich zu und möchte in Z. 100 ff. mit rhetorischen Fragen herausfinden, ob er wisse, „welches Volk zuerst das auserwählte Volk sich nannte“ und erklärt, dass er dieses Volk nicht hasse, aber wegen des Stolzes verachte, auch wenn jedes Volk seinen Gott für den richtigen halte. Der Tempelherr bemerkt, dass Nathan stutzt, als er als Christ auch seine eigene Religion hinterfragt, wenn er kritisiert, dass

- 50 jeder behauptet „den besseren Gott zu haben“ (Z. 110) und mit der Metapher „die Schuppen [...] vom Auge fallen“ (Z. 114) seiner Hoffnung Ausdruck verleiht, dass ein Umdenken einsetzt. Er fordert Nathan auf, alles zu vergessen und will gehen. Doch dieser ist von den Äußerungen so beeindruckt, dass er den Tempelherrn auffordert, befreundet sein zu müssen, da sowohl Christen als auch Juden zuerst einmal Menschen
- 55 seien. Der Tempelherr reicht Nathan die Hand und erklärt, sich zu schämen, weil er Nathans Denkweise nicht sofort erkannt habe.

Max Frisch: Andorra (Siebtes Bild, Dialog zwischen Pater und Andri)

10. Januar 2015: Anschlag auf einen jüdischen Supermarkt in Paris – 29. Juli 2014: Brandanschlag auf eine Synagoge in Wuppertal – 24. Mai 2014: Anschlag auf das Jüdische Museum in Brüssel – Nicht nur in den letzten Jahren, sondern schon seit Jahrhunderten führen Intoleranz, Nicht-Kenntnis und unkritische Übernahmen von Aussagen und Meinungen zu Terroraktionen, insbesondere auf dem Gebiet der Religionen. Schon der deutsche Philosoph Friedrich Engels äußerte Folgendes: „Der Antisemitismus ist das Merkzeichen einer zurückgebliebenen Kultur.“ Das vorliegende Drama „Andorra“ von Max Frisch, 1961 veröffentlicht, setzt sich in zwölf Bildern am Beispiel des Antisemitismus mit den eben genannten Faktoren auseinander.

Andri, ein junger Mann, wird von seinem Vater als jüdischer Pflegesohn ausgegeben, obwohl er von diesem unehelich mit einer Ausländerin gezeugt wurde. Die Bewohner Andorras konfrontieren Andri immer wieder mit Vorurteilen Juden gegenüber. Auch als der Junge die Wahrheit erfahren hat, gibt er sich weiter als Jude aus. In der vorliegenden Szene sucht der Pater auf Wunsch der Pflegemutter, die sich große Sorgen macht, das Gespräch mit Andri in der Sakristei (vgl. Z. 3 f.). Er fordert ihn auf, sich zu setzen, was Andri aber schweigend ignoriert. Dann fragt dieser den Pater, worüber er mit ihm sprechen wolle, worauf jener ihn wiederholt auffordert, sich zu setzen. Auch jetzt folgt Andri der Aufforderung nicht, sondern fragt den Pater, ob es stimme, dass er „anders [ist] als alle“ (Z. 15 f.). Während des Versuchs einer Antwort fällt Andri dem Pater ins Wort, dass er wisse, dass er vorlaut sei (vgl. Z. 18). Der Pater äußert sein Verständnis über die Frage und bekräftigt, dass Andri, so wie er ist, beliebt sei. Er fragt, ob denn sein Pflegevater nicht alles getan habe, sogar Land verkauft, damit Andri Tischler werden könne (vgl. Z. 21 ff.). Andri erklärt, dass er nicht Tischler werden möchte. Auf die Frage des Paters nach dem Grund dieser Entscheidung erläutert Andri, dass der Tischler aufgrund des Rufs, den Menschen wie Andri haben, nämlich nur ans Geld zu denken, ihm nahe gelegt habe, Verkäufer zu werden. Das möchte Andri auch beherzigen, selbst wenn er laut Zeile 33 lieber Tischler werden würde. Hier fragt der Pater den Jungen erneut, warum er sich nicht setze, doch Andri ist so beschäftigt, dass er nicht auf diese Frage reagiert, sondern die begonnene Diskussion fortsetzt, indem er aussagt, dass ihn niemand mag. Zur Veranschaulichung zählt er die Aussagen des Wirts, des Tischlers und des Doktors auf (vgl. Z. 36 ff.). Nun befiehlt der Pater dem jungen Mann, sich zu setzen (vgl. Z. 41), doch auch jetzt reagiert Andri nicht darauf, sondern fährt mit seinen Ausführungen fort. Er nennt nun die Aussage Peiders, dass er feige sei, weil er ein Jude ist (vgl. Z. 46 ff.). Erneut fällt Andri dem Pater ins Wort, nachdem dieser mit „Andri, ich will dir etwas sagen“ (Z. 17, Z. 51) seine Ansicht darlegen wollte. Andri bekräftigt seine Selbstzweifel in den Zeilen 61 f. mit der Aussage „Ich mag mich selbst nicht, wenn ich an mich selbst denke“. Jetzt ergreift der Pater energisch das Wort und fordert ihn auf, ihm endlich zuzuhören (vgl. Z. 64), doch Andri äußert weiterhin seine Gedanken und sagt mit „Alle legen ihre Hände auf meine Schultern“ (Z. 68 f.), dass er das Empfinden hat, dass ihm jeder eine Last auferlegt – mit Worten oder mit Taten. Nun endlich fragt der Pater rhetorisch, ob Andri wisse, was er sei, (vgl. Z. 70) und antwortet ihm sogleich mit dem zweimaligen Ausruf „Ein Prachtkerl!“ (Z. 73 f.) und erläutert im weiteren Verlauf des Gesprächs, dass Andri etwas Besonderes sei, weil er anders ist als alle anderen (vgl. Z. 80 f.). Er sei vor allem gescheiter, doch er muss sich so akzeptieren, wie er ist. Der Pater will wissen, warum Andri so sein will wie die anderen, warum er nicht wahrhaben will, dass es auch Menschen gibt, „die mehr Verstand haben als Gefühl“ (Z. 93 f.). Gerade dafür bewundert der Pater Andri.

Der Pater versucht während des Gesprächs, den jungen Mann davon zu überzeugen, dass jeder Mensch, egal, welcher Herkunft, liebenswert ist. Er muss nur sich selbst vertrauen und selbstbewusst auftreten. Andri möchte davon zunächst nichts hören, denn er fällt dem Pater immer wieder ins Wort, wohlmöglich auch deshalb, weil er befürchtet, dass nun wieder jemand über ihn richten will, der ihn im Grunde nicht kennt.